

Du warst schon da

Du warst schon da, als Mama mich aus dem Spital mitbrachte.

Als sie eine Woche vorher mit unregelmäßig wiederkehrenden Wehen den Spitalsgang im zweiten Stock auf und ab spazierte, warst du mit der Omi im Hof des Krankenhauses spazieren. Man konnte euch vom Fenster aus beobachten. Eine Krankenschwester, die gerade aus dem Fenster blickte, und dich sah, rief voll Entzücken: „Ja, was is'n des für a liaaber Bua, wem ghört den der?“ „Mir“, rief meine Mama voller Stolz. „Wie alt is er denn?“ „fünfzehn Monate“, antwortete die Mama. Da schlug die Krankenschwester die Hände über dem Kopf zusammen, schaute auf den prallen Bauch meiner Mama und rief: „Jessas, so klaa is der! Und jetzt bist scho wieder da!“

Es gibt ein ganz kleines Schwarz-Weiß-Foto von mir. Das entstand, kurz nachdem meine Mama mit mir aus dem Krankenhaus nach Hause kam. Ich liege in einem weißen, spitzenbesetzten Wickelposter auf einem großen, weiß bezogenen Bett. Mit zusammengekniffenen Augen, zornigem Gesichtsausdruck und weit aufgerissenem Mund. Man kann auf dem Foto fast sehen, wie meine Zunge zittert vor lauter Empörung und kann das Schreien fast hören. Mich würde interessieren, wie meine Stimme damals klang.

Es war Tradition bei uns, wie bei vielen anderen damals auch noch, dass Säuglinge die ersten paar Wochen in ein Steckkissen gewickelt und zum Schlafen in den Wäschekorb

gelegt wurden. Da Säuglinge ja noch recht viel schlafen, verbrachten sie viel Zeit im Wäschekorb.

Meine Mutter erzählte mir einmal, dass das Wickeln diente, dass sich die Babys mit ihren dünnen, scharfen Babynägelchen nicht im Gesicht kratzen und dadurch verletzen konnten.

Es gab sicher auch einen plausiblen Grund dafür, dass die Nägel die erste Zeit nicht geschnitten werden sollten – vielleicht, weil die Mütter Angst hatten, die zarte Babynagelhaut beim Schneiden zu verletzen. Vielleicht gab es damals noch keine Baby-Nagelscheren mit abgerundeten Spitzen. Inzwischen weiß ich, dass es manche Säuglinge beruhigt, wenn sie eingewickelt sind, weil sie sich sicher fühlen. Auch die Meinung, dass Babys im Schlaf wachsen, war damals weit verbreitet.

Mein Bruder muss viel geschlafen haben in den ersten paar Wochen. Er wuchs und wuchs, es war eine Wonne. Ich dagegen war ein eher zartes Baby.

In der Zeit, als ich im Wäschekorb wohnte, stand dieser auf einem Tisch neben dem Klavier. Chrisi, gerade aus dem Mittagsschlaf aufgewacht und voll Tatendrang, war neugierig. Er zog sich mit den Fingerchen am Korbrand hoch und wollte nachschauen, was da im Wäschekorb quiekte. Dieser fiel um, und ich kullerte unters Klavier. Großer Aufruhr in der Familie! Meine Mama stürzte kreischend ins Zimmer, holte mich, auch kreischend vor lauter Schrecken, unter dem Klavier hervor, und schimpfte den Christian einen „eifersüchtigen Boßnigl“. Die Omi nahm den erschrockenen, wei-

nenden Christian in den Arm und tröstete ihn. Mir war natürlich nichts passiert. Ich war ja in ein gepolstertes Steckkissen gestopft und fiel recht weich. Der Opa brüllte aus dem Wohnzimmer, ob jetzt endlich bald einmal eine Ruh ist. Der Papa war nicht da.

Die Mama brüllte Richtung Wohnzimmer zurück, dass der Christian seine kleine Schwester aus lauter Gemeinheit und Eifersucht aus dem Wäschekorb geworfen und unter das Klavier geschubst hat.

Die Omi meinte in einem vermittelnden Ton, dass der Christian ja selbst noch so klein ist, und er das sicher nicht absichtlich gemacht hat.

Während unter den Erwachsenen ein nicht enden wollender Disput entbrannte, saß der Christian mit großen Augen in der Gehschule. Dann wandte er sich seinem Himbeersaftflascherl zu. Während er nuckelte, stieß er murmelnde Laute in allen möglichen Varianten aus. Von lautem Keppeln bis zu beruhigendem Säuseln. Ich war in meinem Wäschekorb, im spitzenbesetzten Steckkissen eingewickelt, schon längst wieder eingeschlafen. Ein Hoch an die frühkindliche Amnese!

Grün

Der Christian und ich waren ein symbiotisches Geschwisterpaar.

Wir waren gute Kinder, sehr neugierig und auch hilfsbereit. Ich war drei und er knappe fünf Jahre alt:

Ich saß im Wohnzimmer auf dem Boden und spielte mit meiner Puppe Susi. Susi hatte einen Weichplastikkopf mit angedeuteter Locke, blaue Schlafaugen mit sehr langen Wimpern und sie gab einen Ton von sich, wenn ich sie umdrehte. Das klang wie das Blöcken eines Babyschafs. Auch Unterarme und Unterschenkel waren aus Plastik. Der Torso war aus blassrosanem Stoff und ganz weich und kuschelig. Sie sah aus, als hätte sie einen kurzen rosa Strampelanzug an.

Ich war ganz und gar damit beschäftigt, Susi in den Wickelpolster einzwickeln. Die Mama hat mir das schon oft gezeigt: Die Susi auf die Innenseite des ausgebreiteten Wickelpolsters legen, eher weiter oben. Dann mit dem unteren Teil die Susi zudecken. Die Seitenteile von außen nach innen schlagen, so dass diese die Susi schön warmhalten können. Jetzt kam das Schwierige: den Wickelposter zubinden. Meistens verwurschtelten sich die Bänder zu einem Knoten. Oder sie gingen gleich wieder auf. Sonst bin ich mit der Susi zur Mama gelaufen und manchmal, wenn sie gerade Zeit hatte, half sie mir.

Aber die Mama hatte sich ein „bissi niederlegen müssen“ und gesagt, wir sollen leise sein und spielen. Ich saß also da, mit der Susi im kurzärmeligen Strampelanzug. Da fiel mir auf, dass Susi das linke Auge nur halb schloss, wenn ich sie im Arm hielt. Ich drückte mit meinem linken Zeigefinger auf das halb geschlossene Puppenauge, um es ganz zu schließen. Es ging wieder auf. Ich legte Susi auf den Boden, um beide Hände frei zu haben, und drückte nun etwas kräfti-

ger auf das Augenlid. Jetzt blieb es zu, das Auge. Susi war eingeschlafen! Das Susiauge blieb ab da immer zu. Meine Mama sagte einmal, dass wir Susi zum Pappendoktor bringen werden. Hat sie aber wieder vergessen.

Ich legte die schlafende Susi zur Seite, stand auf und suchte nach meinem Bruder. Der war draußen auf dem Balkon. Es war ein sehr warmer Tag. Darum ließ die Mama die Balkontüre offen.

Ich bin mir nicht mehr sicher, ob wir nicht alleine auf den Balkon durften, oder ob wir nur jetzt nicht raus sollten, weil die Mama die Balkonkisterln frisch gestrichen hatte. Bevor sie sich ein „bissi niederlegen musste“, hat sie jedenfalls noch gesagt, wir sollen ja nix angreifen da draußen.

Eine große, halbvolle Dose mit grasgrünem Lack stand da. Daneben mehre Pinsel in einem Glas mit Nitroverdünnung. Der Chrisi hatte den Deckel der Lackdose aufgemacht. Der Christian war groß und stark, der konnte das.

Uns fiel auf, dass die Kisterln zwar schon ein bisschen gestrichen waren, aber die ursprünglich graue Farbe sah man schon noch durch.

Heute ist mir natürlich klar, dass das der erste Anstrich war, die Grundierung. Die Farbe sollte trocknen, und wenn meine Mutter dann ausgeruht war, wollte sie den zweiten Anstrich machen.

Aber damals wusste ich das noch nicht, auch der Chrisi nicht.

Also beschlossen wir, der müden Mama eine Freude zu machen und ihr ein bisschen zu helfen. Pinsel eintauchen, und streichen ...

Die halbtrockene, klebrige Farbe wollte sich mit der frischen, nassen Farbe nicht so richtig verbinden. Sie tropfte überallhin und hinterließ tropfende Bahnen auf den Kisterln. Auch stoppten diese grünen Rinnale nicht da, wo sie sollten. Sie liefen einfach weiter und weiter. Ich beugte meinen Kopf nach vorne, um zu sehen, wo die Farbe endlich zum Stillstand kam. Als ich meinen Kopf wieder heben wollte, blieben meine weißblonden, dünnen Haare an der Seitenwand des zum Trocknen aufgestellten Kisterls picken. „Aua!“, rief ich. „Pscht“, flüsterte der Christian, „weck die Mama nicht auf.“

Ich griff mit der Hand zum Kopf, um die verkleben Haare vom Kistl wieder zu lösen. Meine Hand war vom Versuch, die Farbe von dort, wo sie nicht sein sollte, wegzuwischen, sehr, sehr grün. Ich sah meine Hand an, mein Bruder sah mich, an und allmählich dämmerte es uns, dass das keine so gute Idee war mit dem Helfen.

Wir wollten so tun, als wäre nichts gewesen. Christian nahm mich mit seinen klebrig grünen Händen an den Oberarmen und erklärte mir seinen Plan. Wir schlichen uns ganz leise, wie die Indianer, geduckt, am Bett der Mama vorbei ins Wohnzimmer. Wir wollten wenigstens aufräumen, damit sich die Mama freut, wenn sie aufwacht. Ich stieg fast auf einen Baustein, hielt mich am Bügelbrett fest, um nicht hinzufallen. Uff, das war knapp. Natürlich hinterließ ich am Bügelbrett einen auffälligen grünen Fleck. Wir räumten die

am Boden verstreuten Spielsachen in den Wäschekorb. Gerade als ich auch die Susi, die aus ihrem Wickelpolster gerutscht war, in den Wäschekorb bugsieren wollte, war da ein Geräusch. Ich ließ die Susi, fallen und drehte mich um.

Da stand die Mama. Sie erschien mir riesengroß. Das war sie auch. 1 Meter 76. Aber jetzt gerade schien es, als ob sie das ganze Zimmer bis zum Plafond ausfüllte. In ihrem rosa gesteppten Morgenmantel. Die Haare ganz zerzaust. Völlig entsetzt – nein, fassungslos, rief sie: „Jessasmaria!“ Das Bild, das sich ihr bot, hätte wohl jeden aus der Fassung gebracht. Zwei grüne Kinder, die sie anstarren, als wär sie ein Gespenst. Grüne Farbe am Bügelbrett, auf den Teppichfliesen, Susi hatte einen kleinen grünen Handabdruck am Rücken, mein Bruder und ich hatten Farbe auf der Kleidung, auf den Händen und Füßen, den Armen und Beinen, im Gesicht und sogar in den Haaren.

Mama fing an, gleichzeitig laut zu denken, zu schimpfen und zu fluchen. „Was mach ich jetzt bloß mit Euch?“, „Ich hab Euch doch gesagt, ...“, „... überall Farbe“, „.... solche Gfraster ...“, „... sogar in den Haaren“, „Jessasnaaa“, „... womit hab ich das verdient“, „.... wie's da ausschaut“, „.... und das mir!“. Das Fluchen schreib ich hier nicht auf. Das hab ich auch gar nicht verstanden. Auf jeden Fall steckte sie den Christian und mich unsanft in die Badewanne und schrubbte uns ab. Doch die Farbe ließ sich nicht mit Wasser und Seife entfernen. Sie wurde an manchen Stellen etwas heller und verschmierte. Wir sahen mehr und mehr aus, als kämen wir vom Mars. Schließlich holte Mama das Wundbenzin aus dem Apothekerschrank und schrubbte weiter. Als

die Flasche leer war, lies sie uns in der Badewanne sitzen. Mit den Worten: „Rührts Euch ja nicht vom Fleck!“ (wir hatten das auch gar nicht vor), und an meinen Bruder gewandt: „Du passt auf deine Schwester auf!“ rauschte sie aus der Wohnung, lies die Türe sperrangelweit offen und klopfte bei der Nachbarin. Wir hörten die alarmschritte Stimme unserer Mutter und Laute des Erstaunens und des Mitgefühls unserer Nachbarin. Die Mama kam mit einer Flasche Terpentin zurück und schrubbte weiter und weiter. In der Aufregung hatte sie ganz vergessen, die Wohnungstüre wieder zu zumachen. Frau Spindler, unsere Nachbarin, stand plötzlich in der Tür zum Badezimmer und fragte, ob sie helfen kann. Nun schrubbten die Mama und die Frau Spindler an uns herum. Unsere Haut färbte sich allmählich etwas rötlich und die Lippen etwas bläulich. Aber die Farbe löste sich – zumindest teilweise.

Nachdem unsere Mutter uns abgetrocknet hatte, und in unwirschem Ton sagte: „Ich will euch jetzt nicht mehr sehen!“, griff Frau Spindler unterstützend ein und meinte, wir können ja ein bisschen zu ihr rüber kommen.

Kurz darauf saßen wir dann in unsere Bademäntel eingewickelt bei der Frau Spindler am Küchentisch, tranken Himbeerwasser und aßen die Schokokekse, die sie aus der Dose neben dem Telefontischerl genommen und auf einem kleinen Teller mit Goldrand für uns hingestellt hatte. Die Frau Spindler saß auf dem Stockerl neben ihrem Vierteltelefon und erzählte – wem auch immer – was sie gerade Aufregendes erlebt hatte. Jedes Mal, nachdem sie aufgelegt hatte, wählte sie eine andere Nummer und begann die Geschichte

wieder von vorn. Vor ihr, in Augenhöhe, saß ihr Dackel – Schäfermischling Wixi und verfolgte aufmerksam jede ihrer Bewegungen. In regelmäßigen Abständen, griff sie in die Keksdose, schob sich eine Kekshälfte in den Mund und stopfte die andere Hälfte dem Hund ins Maul. Der Hund leckte ihre Hand dann minutenlang, akribisch sauber, bevor sie mit der selben Hand wieder in die Keksdose griff.

Christian und ich grinsten einander vorsichtig an, aber es war uns etwas mulmig zumute. Ich flüsterte: „Müssen wir jetzt für immer bei der Frau Spindler bleiben, wenn die uns die Mama nicht mehr sehen will?“ Christian meinte: „Wir können ja davonlaufen.“

Das war aber nicht notwendig. Unsere Mama hat uns dann etwas später eh wieder zurückgeholt

Mein bester Freund, der Manfred

Mein Bruder wurde mit sechs Jahren eingeschult. Unsere Mutter wollte uns auf keinen Fall trennen, also meldete sie uns beide bei den Salvatorianerinnen in Kaisermühlen an. Intern – das hieß Internat von Sonntag 18:00 Uhr bis Samstag 14:00 Uhr. Sie meinte, eine profunde, katholische Erziehung und eine gute Schulbildung wären die richtige Basis für unser weiteres Gedeihen.

Sie selbst träumte in ihrer Jugend vom Leben in einem Schweizer Internat. Ihre Phantasie wurde durch die Lektüre diverser Mädchenbücher angeheizt.